

MARLO MORGAN
Traumfänger



GOLDMANN

Lesen erleben

Buch

»Traumfänger« ist die Geschichte einer Amerikanerin, die von einem Stamm australischer Aborigines zu einer Ehrung für ihre Arbeit mit jugendlichen Ureinwohnern eingeladen wird. Nach stundenlanger Fahrt durch die Wüste bei dem Stamm der »Wahren Menschen« angekommen, teilt man ihr mit, daß sie auserkoren worden ist, an einem dreimonatigen »Walkabout« – einer Wanderung durch den australischen Busch – teilzunehmen.

Marlo Morgan hat keine andere Wahl, als dieser Einladung zu folgen, denn ihre Kleider, ihren Schmuck, ihre Papiere haben die Ureinwohner verbrannt. Sie sieht sich ganz neuen Lebensumständen ausgesetzt: Messerscharfes Gras und Dornengestrüpp malträtiert ihre Füße, ihre Muskeln schmerzen von den meilenlangen Märschen, und ihre helle Haut verbrennt in der gleißenden Sonne. Da die Aborigines auf ihrem Walkabout nichts Eßbares bei sich tragen, stehen Ameisen, Eidechsen, Krokodile, Käfer, Känguruhs, Maden und Wurzeln auf der Speisekarte.

Aber Marlo Morgan erfährt auch eine unerwartete Bereicherung, denn die Aborigines heißen sie als eine der ihren willkommen und werden zu einfühlsamen Lehrern. Die »Wahren Menschen« zeigen ihr, was es bedeutet, die Begabung und die Talente, die in jedem Menschen stecken, zu achten und zu fördern. Und sie lernt, daß diese Menschen seit 50 000 Jahren in einer einzigartigen Harmonie mit der Natur leben und dieser mit Ehrerbietung gegenüberreten.

Autorin

Marlo Morgan studierte Medizin und engagierte sich besonders im Bereich der Gesundheitsvorsorge. Heute lebt sie in Missouri, USA.

Marlo Morgan

Traumfänger

Die Reise einer Frau
in die Welt der Aborigines

Aus dem Amerikanischen
von Anne Rademacher

GOLDMANN

Die amerikanische Originalausgabe erschien 1994
unter dem Titel »Mutant Message Down Under«
bei Harper Collins Publishers, Inc., New York

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese
nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand
zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich



Verlagsgruppe Random House fsc®N001967

57. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe 1/98

Copyright © der Originalausgabe 1991, 1994 by Marlo Morgan

All rights reserved

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1995

by Wilhelm Goldmann Verlag, München, in der

Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: Design Team München

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

CN · Herstellung: Str

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-43740-5

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



WIDMUNG

Dieses Buch ist meiner Mutter gewidmet,
meinen Kindern Carri und Steve,
meinem Schwiegersohn Greg,
meinen Enkeln Sean Janning und Michael Lee
und ganz besonders meinem Vater.

Inhalt

Von der Autorin an den Leser	11
1 Der Ehrengast	17
2 Die Würfel fallen	27
3 Natürliches Schuhwerk	38
4 Auf die Plätze, fertig, los	45
5 Im Rausch	58
6 Das Bankett	68
7 Was ist Sozialversicherung?	77
8 Drahtloses Telefon	90
9 Ein Hut für den australischen Busch	97
10 Schmuck	104
11 Soße	107
12 Lebendig begraben	119
13 Heilkünste	124
14 Totems	137
15 Vögel	142
16 Nähstunde	144
17 Musiktherapie	149
18 Traumfänger	154
19 Überraschende Mahlzeit	162

20	Ameisen ohne Schokolade	167
21	An der Spitze	176
22	Mein Schwur	186
23	Spuren der Traumzeit	195
24	Archive	209
25	Mein Auftrag	216
26	Glücklicher Nichtgeburtstag	220
27	Ausgelöscht	224
28	Die Taufe	230
29	Freigegeben	235
30	Ein Happy-End?	239
	Zehn Jahre später	252
	Danksagung	256

Der Mensch hat das Netz des Lebens nicht gewebt, er ist nur ein Strang dieses Netzes. Was immer er dem Netz antut, tut er sich selbst an.

Häuptling Seattle aus Amerika

Es gibt nur einen Weg, eine Prüfung zu bestehen, man muß sich ihr stellen. Dies ist unumgänglich.

Der Älteste Königlicher Schwarzer Schwan

Erst wenn der letzte Baum gefällt, der letzte Fluß vergiftet und der letzte Fisch gefangen ist, werdet ihr merken, daß man Geld nicht essen kann.

Prophezeiung der Cree-Indianer

Mit leeren Händen geboren,
mit leeren Händen gestorben.
Ich habe das Leben
in seiner ganzen Fülle kennengelernt,
mit leeren Händen.

Marlo Morgan



Von der Autorin an den Leser

Dieses Buch basiert auf Tatsachen und ist von wahren Erfahrungen inspiriert. Wie Sie bald erkennen werden, hatte ich kein Notizbuch zur Hand. Verkauft wird dieses Buch jedoch als Roman, um den kleinen Aborigine-Stamm vor rechtlichen Schwierigkeiten zu schützen. Aus Rücksicht auf Freunde, die nicht erkannt werden wollen, habe ich mir die Freiheit genommen, einige Details auszulassen. Außerdem soll die Lage unserer heiligen Stätte weiterhin ein Geheimnis bleiben.

Einen Gang in die nächste öffentliche Bibliothek kann ich Ihnen ersparen. Alle wichtigen historischen Informationen sind in diesem Buch enthalten. Auch eine Reise nach Australien ist nicht nötig. Über die Situation des modernen Aborigine kann man sich in jeder amerikanischen Stadt informieren, in der die dunkelhäutigen Bürger in Ghettos leben. Gut die Hälfte von ihnen ist arbeitslos, und diejenigen, die eine Anstellung haben, verrichten niedrigere Arbeiten. Ihre eigene Kultur scheint vergessen zu sein, vergessen wie die der amerikanischen Ureinwohner, die in Reservaten leben müssen und ihre heiligen Riten seit Generationen nicht mehr ausüben dürfen.

Was ich Ihnen jedoch nicht ersparen kann, ist die Botschaft einer Veränderten!

Überall in Amerika, Afrika und Australien scheint man sich zu bemühen, die Beziehungen zwischen den Rassen zu verbessern. Doch irgendwo im trockenen Herzen des australischen Busches, im Outback, schlägt langsam und regelmäßig ein uraltes Herz. Dort lebt eine einzigartige Gruppe von Menschen, denen Rassenunterschiede egal sind: Ihnen geht es nur um ihre Mitmenschen und die Umwelt. Wer diesen Herzschlag versteht, wird auch das Menschsein oder das menschliche Sein besser verstehen.

Dieses Manuskript erschien ganz friedlich im Eigenverlag, war aber schon bald umstritten. Bei der Lektüre kann man zu verschiedenen Schlüssen kommen. Manchem Leser mag es so vorkommen, als hätte sich der Mann, den ich meinen »Übersetzer« nenne, in den letzten Jahren nicht immer an die Gesetze und Vorschriften der Regierung gehalten: Melde-, Steuer- und Wahlpflicht, Landnutzungsrecht, Schürfrechte, die Pflicht zur Meldung von Geburten und Todesfällen und ähnliches mehr. Vielleicht hat er sogar andere Stammesmitglieder zum Gesetzesmißbrauch angestiftet. Man hat mich gebeten, die Identität dieses Mannes preiszugeben und eine Gruppe entlang der Routen, die wir gewandert sind, in die Wüste zu führen. Ich habe mich geweigert! Daraus könnte man vielleicht schließen, daß ich mich entweder ebenfalls der Beihilfe zum Gesetzesmißbrauch schuldig gemacht habe oder daß ich lüge und diese Menschen gar nicht existieren, denn schließlich habe ich kein einziges Stammesmitglied vorgeführt.

Dies ist meine Antwort darauf: Ich spreche nicht für alle australischen Aborigines. Ich spreche nur für einen kleinen Stamm draußen im australischen Busch,

den man als »Die Wilden« oder auch »Die Alten« bezeichnet. Ich habe sie noch einmal wiedergesehen und bin von diesem Besuch erst im Januar 1994 in die USA zurückgekehrt. Noch einmal habe ich den Segen dieser Menschen empfangen, und sie haben gutgeheißen, wie ich meine Aufgabe zu erfüllen versuche.

Dem Leser möchte ich folgendes sagen: Einige Menschen wollen sich nur unterhalten lassen. Wenn Sie zu diesen Menschen gehören, lesen Sie bitte dieses Buch, genießen Sie es, und verlassen Sie Ihren Sessel nach der Lektüre, wie Sie eine gute Theatervorstellung verlassen würden. Für Sie ist dieses Buch reine Fiktion, und Sie werden nicht enttäuscht sein: Es ist sein Geld wert.

Wenn Sie aber jemand sind, der die Botschaft hört, wird diese laut und mächtig zu Ihnen durchdringen. Sie werden sie tief in Ihrem Inneren spüren, in Ihrem Herzen, in Ihrem Kopf und im Mark Ihrer Knochen. Es hätten genausogut Sie die Person sein können, die für diesen Walkabout erwählt wurde. Glauben Sie mir, es gab viele Momente, in denen ich mir gewünscht habe, es wäre so gewesen.

Ein jeder von uns muß seine eigene Outback-Erfahrung durchleben, nur hat meine zufällig im echten Outback stattgefunden. Aber ich habe einfach getan, was auch Sie getan hätten, wenn Sie an meiner Stelle gewesen wären.

Mögen die Menschen, von denen hier berichtet wird, Ihr Herz berühren, während Sie dieses Buch lesen. Meine Worte sind in meiner Sprache formuliert, doch ihre Wahrheit ist wortlos.

Probieren Sie die Botschaft, genießen Sie das, was

Ihnen gut bekommt, und spucken Sie den Rest aus!
Dies ist schließlich nichts anderes als das Gesetz des
Universums!

Der Tradition der Wüstenmenschen folgend, habe
ich einen anderen, neuen Namen angenommen, der
für eine neue Gabe stehen soll.

Herzlichst,
Die Reisende Zunge

Dieses Buch ist frei erfunden und von meinen Erfahrungen in Australien inspiriert. Die Ereignisse hätten sich auch in Afrika, in Südamerika oder überall, wo die wahre Bedeutung der Zivilisation noch lebendig ist, zutragen können. Es soll ganz den Lesern überlassen bleiben, ihre persönliche Botschaft aus diesem Buch zu ziehen.

M. M.

1

Der Ehrengast

Man sollte meinen, es hätte irgendeine Warnung geben müssen, aber ich habe nichts dergleichen verspürt. Die Ereignisse hatten bereits ihren Lauf genommen. Meilen von mir entfernt saß eine Gruppe Raubvögel und harrete ihres Opfers. Das Gepäck, das ich erst vor einer Stunde ausgepackt hatte, würde am nächsten Tag mit dem Aufkleber »nicht abgeholt« versehen und in Aufbewahrung gegeben werden – viele Monate lang.

Es war ein schwüler Oktobermorgen. Ich stand in der Auffahrt des australischen Fünfsternehotels und wartete auf einen mir unbekanntem Kurier. Und statt eine unangenehme Vorahnung zu empfinden, jubelte mein Herz. Es ging mir einfach wunderbar: Ich war freudig erregt, fühlte mich erfolgreich und gut vorbereitet. Tief in meinem Inneren wußte ich es: »Heute ist mein Tag.«

Ein Jeep ohne Verdeck bog in die kreisförmige Auffahrt ein. Ich kann mich erinnern, daß die Räder auf dem glühendheißen Asphalt zischten. Feine Wassertropfen wehten wie ein Sprühregen über die strahlendroten Lampenputzerbäume auf das rostige Metall. Der Wagen hielt an, und der Fahrer, ein etwa dreißigjähriger Aborigine, blickte in meine Richtung.

»Kommen Sie«, bedeutete mir seine schwarze

Hand. Er suchte nach einer blonden Amerikanerin. Und ich wartete auf jemanden, der mich zu einem Stammestreffen von Aborigines bringen sollte. Unter dem kritischen Blick und der mißbilligenden Gestik des uniformierten australischen Türstehers erkannten wir, daß wir uns gefunden hatten.

Noch bevor ich den lächerlichen Kampf mit meinen hochhackigen Schuhen aufnahm, um in den Geländewagen zu klettern, war mir klar, daß ich völlig unpassend gekleidet war. Der junge Fahrer an meiner Seite trug Shorts, ein schmuddeliges weißes T-Shirt und Tennisschuhe ohne Socken. Als wir den Transport zu dem Stammestreffen arrangierten, hatte ich vermutet, sie würden mir einen normalen Wagen schicken, vielleicht einen Holden, den Stolz der australischen Automobilindustrie. Niemals hätte ich mir erträumt, daß man mir ein völlig offenes Gefährt schicken würde. Nun denn, dachte ich, lieber zu gut als zu schlecht gekleidet, wenn es zu einem Empfang geht – noch dazu einem Bankett zu meinen Ehren.

Ich stellte mich vor. Er nickte nur und tat so, als sei ihm längst klar, wer ich war. Der Türsteher runzelte die Stirn, als wir an ihm vorbeischossen. Wir fuhren durch die Straßen der Küstenstadt, vorbei an Reihen von Häusern mit Veranden vor der Tür, an den für Australien typischen Milchbars und zubetonierten Parkplätzen ohne einen Tupfen Grün. Als wir in einen Kreisverkehr einfuhren, in den sechs Straßen mündeten, umklammerte ich krampfhaft den Türgriff. Als wir ihn wieder verließen, brannte mir die Sonne von hinten auf den Rücken. Schon jetzt wurde es mir in meinem neuerworbenen pfirsichfarbenen Seidenkostüm mit farblich abgestimmter Bluse unangenehm

warm. Ich vermutete, daß wir zu einem Gebäude am anderen Ende der Stadt fahren, aber da irrte ich. Wir bogen in die Hauptverkehrsstraße ein, die parallel zur Küste verlief. Offensichtlich spielte sich der Empfang außerhalb der Stadt ab, an einem Ort, der weiter vom Hotel entfernt lag, als ich erwartet hatte. Ich zog meine Jacke aus und machte mir Vorwürfe, daß ich so dumm gewesen war, nicht genauer nachzufragen. Wenigstens hatte ich eine Haarbürste in meine Handtasche gesteckt, und mein schulterlanges blondiertes Haar war – ganz der Mode entsprechend – zu einem Zopf geflochten und hochgesteckt.

Seit ich den ersten Anruf in dieser Sache erhalten hatte, war ich vor allem neugierig gewesen. Ich kann jedoch nicht sagen, daß er mich wirklich überraschte. Schließlich war es nicht das erste Mal, daß meine Arbeit öffentlich anerkannt wurde, und dieses Projekt war ein besonders erfolgreiches. Ich arbeitete mit städtischen Halbblut-Aborigines, die durch Selbstmordversuche auf sich aufmerksam gemacht hatten. Ich hatte ihnen zu ersten finanziellen Erfolgen und Selbstwertgefühl verholfen, und das mußte früher oder später bemerkt werden. Nur eines war merkwürdig: Der Stamm, der mich eingeladen hatte, lebte zweitausend Meilen weit entfernt an der anderen Küste des Kontinents. Allerdings wußte ich bis auf ein paar gelegentlich aufgeschnappte Bemerkungen auch nur wenig über die verschiedenen Aborigine-Völker. So war mir zum Beispiel nicht klar, ob es sich bei ihnen um eine ziemlich einheitliche Rasse handelte, oder ob es, wie bei den Ureinwohnern Amerikas, zwischen den einzelnen Stämmen große Unterschiede und verschiedene Sprachen gab.

Über eines aber machte ich mir wirklich Gedanken: Was würde man mir überreichen? Noch eine holzgeschnittene Gedenktafel, die ich zur Aufbewahrung heim nach Kansas City schicken würde? Oder vielleicht einfach nur einen Blumenstrauß? Nein, bei Temperaturen um die 40 Grad sicher keine Blumen. Außerdem wären die für den Rückflug viel zu umständlich zu transportieren. Wie vereinbart war der Fahrer pünktlich um zwölf Uhr mittags gekommen. Also mußte es sich um einen Empfang mit Mittagessen handeln. Ich fragte mich, was ein Ureinwohnerrat wohl servieren würde? Hoffentlich kein traditionelles australisches Essen von irgendeinem Partyservice. Vielleicht war es ja ein improvisiertes Buffet, zu dem jeder etwas mitbrachte, so daß ich erstmals die Gelegenheit hätte, die verschiedensten Aborigine-Gerichte zu kosten. Ich hoffte auf einen mit vielen bunten Töpfen beladenen Tisch.

Dies versprach eine wunderbare und wirklich einzigartige Erfahrung zu werden, und ich freute mich auf einen Tag, den ich so schnell nicht wieder vergessen würde. In meiner Handtasche, die ich mir extra für diesen Anlaß gekauft hatte, befanden sich eine 35-mm-Kamera und ein kleines Tonband. Es war zwar nie von Mikrofonen und Scheinwerfern die Rede gewesen, auch hatte man nie erwähnt, daß ich eine Ansprache halten sollte, aber zumindest war ich auf alles vorbereitet. Es zählte zu meinen besten Eigenschaften, daß ich immer vorausdachte. Schließlich war ich mittlerweile fünfzig Jahre alt und hatte in meinem Leben genügend Enttäuschungen und peinliche Situationen erlebt, um für jede Lage einen Alternativplan dabeizuhaben. Meine Freunde lobten meine

Flexibilität: »Immer einen Plan B im Armel«, pflegten sie zu sagen.

Ein Highway-Straßenzug (die australische Bezeichnung für einen LKW-Konvoi, in dem jeder Wagen mehrere riesige Anhänger hinter sich herzieht) fuhr auf der Gegenfahrbahn an uns vorbei. Die Wagen tauchten plötzlich aus den flirrenden Hitzewellen auf und donnerten mitten auf der Fahrbahn auf uns zu. Meine Gedanken wurden abrupt unterbrochen, als der Fahrer das Steuer herumriß und vom Highway in einen holprigen Weg abbog, auf dem wir eine meilenlange rote Staubwolke hinter uns ließen. Irgendwann verschwanden auch die beiden ausgefahrenen Spuren, und jetzt konnte ich gar keine Straße mehr erkennen. Wir fuhren im Zickzack um die Büsche und holpten über den ausgetrockneten, sandigen Wüstenboden. Mehrmals versuchte ich ein Gespräch anzufangen, aber der Motorlärm in dem offenen Fahrzeug und das Geräusch des Gestrüpps, das von unten gegen die Karosserie schlug, machten jede Unterhaltung unmöglich. Ich wurde ordentlich durchgeschüttelt und mußte meine Kiefer fest aufeinanderpressen, um mir nicht auf die Zunge zu beißen. Auch der Fahrer schien ganz offensichtlich wenig geneigt, ein Gespräch anzubahnen.

Mein Kopf wurde hin- und hergeworfen, und ich fühlte mich wie eine Lumpenpuppe mit schlenkernen Gliedern. Mir wurde immer heißer. Meine Seidenstrumpfhose schien an meinen Füßen zu schmelzen, doch ich traute mich nicht, die Schuhe auszuziehen, weil ich befürchtete, sie könnten aus dem Wagen hinaus in die unendlich weite, kupferfarbene Ebene geworfen werden, die uns umgab, so weit das Auge

reichte. Ich hatte wenig Hoffnung, daß mein stummer Fahrer wegen so etwas anhalten würde. Ein feiner Staubfilm legte sich auf meine Sonnenbrille, und ich wischte ihn immer wieder mit dem Saum meines Unterrocks ab. Diese Armbewegungen öffneten die Schleusen für wahre Ströme von Schweiß. Ich spürte, wie mein Make-up sich auflöste, und stellte mir vor, wie der rosafarbene Hauch, den ich mir am Morgen auf die Wangen gepinselt hatte, jetzt in roten Streifen an meinem Hals hinunterlief. Sicherlich würde man mir zwanzig Minuten zugestehen, damit ich mich vor dem Empfang wieder etwas zurechtmachen konnte. Ich würde darauf bestehen!

Ich blickte auf meine Uhr; wir fuhren nun schon seit zwei Stunden durch die Wüste. Ich konnte mich nicht erinnern, mich jemals so verschwitzt und unbehaglich gefühlt zu haben. Mein Fahrer blieb stumm und summte nur gelegentlich ein paar Takte vor sich hin. Plötzlich dämmerte es mir: Er hatte sich überhaupt nicht vorgestellt. Vielleicht saß ich ja gar nicht im richtigen Auto! Aber das war dumm. Ich konnte im Moment nicht aussteigen, und er schien keine Bedenken zu haben, daß ich der richtige Passagier war.

Vier Stunden später fuhren wir auf eine verrostete Wellblechhütte zu. Draußen war ein kleines, schwelendes Feuer zu sehen. Als wir uns näherten, erhoben sich zwei Aborigine-Frauen. Sie waren beide mittelalt, klein und nur spärlich bekleidet. Als Zeichen des Willkommens lächelten sie mir warmherzig zu. Die eine trug ein Band im Haar, das die dicken Locken in eigenartigen Winkeln von ihrem Kopf abstehen ließ. Beide wirkten schlank und durchtrainiert, und aus ihren runden Gesichtern blickten mich strahlende

braune Augen an. Als ich aus dem Jeep kletterte, sagte mein Fahrer: »Ich bin hier übrigens der einzige, der Englisch spricht. Ich werde dein Übersetzer und Freund sein.«

»Na, wunderbar!« dachte ich. »Um diese australischen Ureinwohner kennenzulernen, hast du siebenhundert Dollar für einen Flug, ein Hotelzimmer und neue Kleidung ausgegeben, und jetzt können sie noch nicht einmal Englisch, von Modebewußtsein ganz zu schweigen.«

Aber da ich nun schon einmal hier war, konnte ich auch genausogut versuchen, mich anzupassen, obwohl ich tief in meinem Herzen wußte, daß es mir nicht gelingen würde.

Die Frauen stießen rauhe, fremdartige Geräusche aus, die nicht wie Sätze klangen, sondern höchstens wie einzelne Wörter. Mein Übersetzer wandte sich mir zu und erklärte, daß ich erst gereinigt werden müsse, um an der Versammlung teilnehmen zu dürfen. Mir war nicht klar, was er damit meinte. Natürlich war ich mit mehreren Schichten Staub bedeckt und von der Fahrt verschwitzt, aber darauf schien er nicht anzuspielen. Er überreichte mir ein Stoffbündel. Als ich es öffnete, entpuppte es sich als eine Art Lumpen-Wikkelkleid. Sie wiesen mich an, meine Kleider abzulegen und es anzuziehen.

»Wie bitte?« fragte ich ungläubig. »Ist das Ihr Ernst?«

Unnachgiebig wiederholte er seine Anweisungen. Ich sah mich nach einem geeigneten Ort zum Umkleiden um, aber es gab keinen. Was sollte ich machen? Ich war von zu weit hergekommen und hatte bereits zu viele Unannehmlichkeiten über mich ergehen las-

sen, um mich zu weigern. Der junge Mann entfernte sich.

»Ach, was soll's. Wenigstens wird mir darin kühler sein als in meinem Kostüm«, dachte ich. So diskret wie möglich legte ich meine verdreckten, gerade neu erworbenen Kleider ab, faltete sie ordentlich zusammen und zog dann das Ureinwohnergewand an. Ich stapelte meine Sachen auf einen großen Stein, der vorher den wartenden Frauen als Stuhl gedient hatte. In dem farblosen Fetzen kam ich mir recht dumm vor und bedauerte es, daß ich so viel Geld in ein Kostüm investiert hatte, um damit »Eindruck schinden« zu können.

Der junge Mann kam zurück. Auch er hatte sich umgezogen und stand jetzt fast nackt vor mir – er trug lediglich ein Stoffstück, das er wie eine Art Badehose um sich gewickelt hatte. Wie die beiden Frauen am Feuer ging er barfuß. Er instruierte mich, daß ich alles abzulegen hatte: Schuhe, Strumpfhose, Unterwäsche und sämtlichen Schmuck, sogar die Klämmerchen, mit denen ich mir das Haar hochgesteckt hatte. Langsam war es mit meiner Neugier vorbei, und ich fühlte mich immer unbehaglicher. Aber ich tat, was man mir sagte.

Ich erinnere mich, daß ich meinen Schmuck in die Spitze eines Schuhs stopfte. Und ich tat etwas, was jede Frau automatisch zu tun scheint, obwohl es uns sicher niemand so beigebracht hat: Ich nahm meine Unterwäsche und legte sie in die Mitte des Kleiderhaufens.

Eine dicke graue Rauchwolke stieg aus den schwelenden Kohlen auf, als sie jetzt frisches grünes Buschwerk auf die Feuerstelle warfen. Die Frau mit dem

Stirnband nahm einen Gegenstand, der aussah wie der Flügel eines großen schwarzen Raubvogels, und breitete ihn wie einen Fächer aus. Sie stellte sich vor mich und fächelte mir vom Kopf bis zu den Füßen zu. Der Rauch wirbelte um mich herum und nahm mir fast die Luft. Als nächstes bewegte sie ihren Zeigefinger in einer kreisförmigen Geste, die wohl »bitte umdrehen« bedeuten sollte. Das Rauchritual wurde hinter meinem Rücken wiederholt. Dann wiesen sie mich an, über das Feuer und durch den Rauch zu steigen.

Schließlich sagte man mir, ich sei jetzt gereinigt und dürfe die Wellblechhütte betreten. Während der bronzefarbene Mann mich zum Eingang geleitete, sah ich, wie die Frau mit dem Band im Haar meinen Kleiderhaufen nahm und ihn über die Flammen hielt. Sie sah mich an, lächelte, und während sich unsere Blicke trafen, ließ sie die Schätze in ihren Händen los. Alles, was ich besaß, wurde ein Opfer der Flammen! Dann bedeutete sie mir, nochmals über das Feuer und durch den Rauch zu steigen.

Einen Moment lang war ich wie gelähmt; ich atmete tief durch. Ich weiß nicht, warum ich nicht laut protestierte und schnell zum Feuer lief, um meine Sachen zu retten. Ich blieb einfach stehen. Der Gesichtsausdruck der Frau verriet, daß sie nicht böswillig handelte. Es war eher so, als würde sie einem Fremden eine ganz besondere Geste der Gastfreundschaft erweisen. »Sie weiß einfach nicht, was sie tut«, dachte ich. »Sie hat sicher noch nie etwas von Kreditkarten gehört.« Ich war froh, daß ich mein Flugticket im Hotel gelassen hatte. Dort hatte ich auch noch etwas zum Anziehen, und wenn es soweit war, würde ich es schon irgendwie schaffen, in diesem Gewand durch die Ho-